

Barbara Christophe

**Zeitzeugeninterviews zwischen biographischer Wahrheit,
historischer Wahrheit und der Wahrheit des Diskurses.
Vortrag auf der Tagung „Individuelle Erinnerung und gewerkschaftliche
Identität“ des Archivs der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung
Bonn, 4. April 2014**

Ich werde heute in zwei symmetrischen Schritten vorgehen. Nacheinander werde ich zwei große Kritiken rekapitulieren, die an dem Erkenntniswert von biographisch narrativen Interviews geübt worden sind. Beginnen werde ich mit dem Vorwurf, das biographische Interview könne niemals die biographische Wahrheit freilegen, um dann in einem zweiten Schritt darüber nachzudenken, wie es denn um das Verhältnis zur historischen Wahrheit bestellt ist. In beiden Anläufen werde ich zunächst die Logik der Kritik rekonstruieren, dann die Frage aufwerfen, warum es dennoch Sinn macht solche Interviews zu führen und schließlich an Hand von Materialien aus meinen eigenen Projekten aufzuzeigen, was für spannende Einsichten wir aus diesen Daten gewinnen können. Aber, wie angekündigt, ich beginne mit kritischen Fragen.

1. Was kommt Jenseits der biographischen Wahrheit?

Pierre Bourdieu, immer noch eine der nahezu unumstrittenen Leitfiguren der modernen Sozialforschung, hat vor fast 25 Jahren einen fulminanten Angriff gegen die Biographie und die Biographieforschung geritten. Unter dem programmatischen Titel "Die biographische Illusion" empörte er sich gegen all die vermeintlich naiven Forscher, die dem Biographen auf den Leim gingen und ihm, der doch vor allem dies sei, ein unaufhörlich um Schönung bemühter Ideologie seiner selbst, eine Geschichte abnehmen, in die erst nachträglich und einigermaßen künstlich Sinn und Bedeutung hineingeschrieben worden sei. All das, was Lebensgeschichten tatsächlich ausmache, so Bourdieu, all das Fragmentarische, Zufällige und Willkürliche, das wir täglich erleben, werde im Genre der Biographie regelmäßig verfehlt und erzählerischen Konventionen geopfert, die uns beständig zwingen, noch die widersprüchlichsten Erfahrungen in ein übersichtliches Ordnungsschema einzupassen.

Neu ist diese Kritik nicht. Zweifel an der biographischen Wahrheit haben vor Bourdieu schon andere geübt. An ganz prominenter Stelle etwa die Ethnomethodologen. Das ist eine Gruppe oder eine Schule von Soziologen, die in den 70er und 80er Jahren recht

einflussreich war. Menschen die sprechen, so eine der zentralen Annahmen in dieser Tradition, verfolgen immer ein bestimmtes Interesse. Sprechen und erst recht nicht Sprechen über sich selber ist nie frei von Absichten. Es geht also nicht in erster Linie um die Wahrheit oder darum wie etwas gewesen ist. Es geht um Selbstdarstellung. Das spannende besteht dabei aus dieser Perspektive darin, dass die Strategien, derer sich Menschen bedienen, um sich in ein besseres Licht zu rücken, sich deutlich voneinander unterscheiden können. Manch einer will vielleicht vor seinem Gesprächspartner vornehmlich den eigenen Status herausstreichen. Um dies zu erreichen, wird er sich hier und da als kompetenter, vielleicht auch als einflussreicher oder erfolgreicher darstellen, als er sich selber wirklich empfindet. Ein anderen verfolgt vielleicht ein nachgerades entgegengesetztes Ziel. Er will beim Zuhörenden vielleicht Mitgefühl für sein trauriges Schicksal wecken. Aus diesem Grunde wird es vielleicht darauf anlegen, sich selber als hilfloser und ohnmächtiger zu präsentieren als er es „in Wirklichkeit“ ist. Ein dritter leidet vielleicht selber unter Schuldgefühlen. Im Gespräch wird er daher nach Entlastung streben und sich besonders darum bemühen, seine Entscheidungen und seine Handlungen als alternativlos oder zumindest als angemessene Reaktion auf eine schwierige Situation erscheinen zu lassen.

Vielleicht ist in dieser Darstellung schon ein wenig deutlich geworden, worum es mir geht. Mir scheint, das von Bourdieu so beredt beklagte Verfehlen der biographischen Wahrheit enthält auch eine Chance. Wahrnehmen können wir diese Chance, wenn wir die richtigen Fragen stellen, wenn wir unser Erkenntnisinteresse ein wenig verschieben und das in den Blick nehmen, was ich hier als die Wahrheit des biographischen Diskurses bezeichnen möchte. Zu fragen wäre dann etwa, welches Selbstdarstellungsinteresse in einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten sozialen oder kulturellen Milieu als angemessen gilt. Zu untersuchen wäre, wie die Strategien, die Argumente beschaffen sein müssen, auf die ich zurückgreifen muss, um mein Ziel zu erreichen.

Hinter all dem stehen drei Annahmen. *Erstens*, biographisches Erzählen zielt immer auf die Konstruktion von Identität. *Zweitens*, Identität ist etwas einfaches, das schwer zu machen ist. *Drittens*, die Regeln, auf die ich beim Herstellen von Identität zurückgreife, flüstert mir die Kultur ein, in der ich lebe.

Lassen Sie mich diesen Zusammenhang ganz kurz erläutern. Identität, die Behauptung, mit sich selber identisch zu sein, oder noch genauer, die Behauptung, heute die selbe zu sein wie damals vor 30 Jahren, ist bei Licht betrachtet eigentlich eine Absurdität.

Warum? Ganz einfach deshalb, weil ich mich, wenn alles gut gegangen ist, in den letzten dreißig Jahren radikal verändert habe – nicht nur in meinem Aussehen, sondern auch in meinem Denken, meinem Urteilen, meinen Vorlieben und hoffentlich auch in meinen Fähigkeiten. Wenn ich dennoch sage, ich bin dieselbe geblieben, wenn ich also Kontinuität im Angesicht von unvermeidlichem Wandel behaupte, dann wähle ich bestimmte Eigenschaften aus, die sich gleich geblieben sind und die ich deshalb zum Kern meiner Identität erkläre. Um das kurz an einem Beispiel zu illustrieren, ich kann den Kern meines Wesens z.B. in meinem Aufbegehren gegen Autoritäten sehen, das sich bereits in meinem Verhältnis zu meinen Eltern gezeigt hat und heute noch meine Begegnungen mit Vorgesetzten prägt. Worauf es mir bei all dem ankommt, ist dies: Beim Konstruieren von Kontinuität treffe ich Auswahlentscheidungen. Ich bestimme, was wichtig ist und was nicht, um zu markieren, wer ich bin. Und genau das tun wir in der Regel unter dem Einfluss von kulturell definierten Regeln. Bei der Entschlüsselung dieser kulturell definierten und veränderbaren Regeln, das ist der Punkt, auf den es mir hier ankommt, kann Biographieforschung einen wichtigen Beitrag leisten.

Wie das konkret aussehen kann, möchte ich jetzt kurz in Auseinandersetzung mit Material zeigen, das ich selber in meinem eigenen Forschungsprojekt erhoben habe. Erlauben Sie mir ein paar wenige Worte zu dem Projektzusammenhang. Grundsätzlich ging es uns um gesellschaftliche Aushandlungsprozesse um die Deutung der sowjetischen Vergangenheit im postsowjetischen Raum. Oder noch genauer: mit Blick auf Georgien, Kirgisien und Litauen wollten wir untersuchen, ob die von kulturellen Deutungseliten angebotenen Bilder der sowjetischen Zeit sozial wirksam sind, ob sie also Wurzeln schlagen in den Köpfen von real existierenden Menschen. Um das herauszukriegen haben wir Schulbucherzählungen als short cut zum kulturellen Gedächtnis mit lebensgeschichtlichen Erzählungen von Geschichtslehrerinnen verglichen. Herausfinden wollten wir dabei v.a., ob und wie Lehrerinnen die in Schulbüchern angebotenen Deutungsmuster benutzen, wenn sie ihre eigenen biographischen Erfahrungen rekapitulieren.

In dem Fall, den ich jetzt gemeinsam mit ihnen diskutieren möchte, führt diese Frage zu einem Ergebnis, das gerade deshalb, weil es nicht eindeutig ist, in meinen Augen theoretisch ungeheuer spannend ist. Kurz zum erzählerischen Zusammenhang. Eine 1940, also noch zu Zeiten des Stalinismus geborene litauische Lehrerin will erzählen, wie sie Ende der 60er Jahre von der lokalen Führung der KPdSU gedrängelt wurde, in die Partei

einzutreten. Damals hatte sie gerade angefangen als Geschichtslehrerin zu arbeiten. Was sie zunächst sicherlich auch mit Blick auf den heute in Litauen dominanten anti-sowjetischen Diskurs als eine Geschichte von Gängelung und Druckausübung zu erzählen beginnt, wird unter der Hand zu einem Familiendrama. Offenbar hat man damals ihre Familiengeschichte durchleuchtet bevor man auch nur in Erwägung zog, sie zum Parteimitglied zu machen. Und in dieser Situation, so erzählt sie noch heute vage und orientierungslos, erfährt sie *so eine Sache*. Etwas wird *ausgegraben*, das Faktum nämlich, dass ihr Vater, den sie selber nie kennengelernt hat, in den Reihen der anti-sowjetischen Partisanen gekämpft hat, dafür nach Sibirien verbannt worden ist und dort aller Wahrscheinlichkeit nach gestorben ist. Das spannende an dem Interview besteht darin, dass Daiva bis auf den heutigen Tag nicht so genau zu wissen scheint, wie sie zu dieser Tatsache stehen soll. In dem Interviewausschnitt, den ich Ihnen gegeben habe, erzählt sie in heillosen Verunsicherung eigentlich drei Geschichten.

Die erste Geschichte ist noch ganz dem alten sowjetischen Diskurs verpflichtet. Greifbar wird das schon an der Wortwahl. Ihr Vater wird zum Bandit. Sie selber gerät damit fast in die Nähe einer Hochstaplerin, weil sie, die Tochter eines Verbrechers, eines Gegners der Sowjetmacht die Dreistigkeit besaß, in die Partei, in die Auswahl der besten eintreten zu wollen. Wie wirksam dieser Diskurs noch ist, zeigt sich darin, dass Daiva sich über weite Strecken gegen diesen Vorwurf zur Wehr setzt. Sie habe doch nichts von diesen brisanten Dingen gewusst, beteuert sie, sonst wäre sie doch nie auf eine solche aberwitzige Idee gekommen.

Die zweite Geschichte folgt einer entgegengesetzten Logik. Hier greift Daiva die Kategorien des postsowjetischen Diskurses ihrer Gegenwart auf, dem ihr Vater als stolzer Partisan gilt, als Held, der gegen eine fremde feindliche Macht gekämpft hat. Auch aus dieser Perspektive gerät Daiva unter Rechtfertigungsdruck. Jetzt muss sie sich dafür entschuldigen, dass sie Geschichte studiert und unterrichtet hat, dass sie damit auch zur Propagandistin eines Regimes wurde, das ihren eigenen Vater auf dem Gewissen hat.

Und schließlich gibt es in diesem kurzen Abschnitt noch eine dritte Geschichte zu entdecken, in der es nicht um Banditen oder Partisanen und auch nicht um große Politik geht. Diese Geschichte kreist um Aussöhnung mit ihrem Vater, darum, dass sie auf einmal für sich entdeckt, nein, anders als in den gehässigen Erzählungen ihrer Mutter war er kein schlechter Mann, der sich einfach auf und davon gemacht hat ohne sich um Frau und Kind zu

kümmern. Es war nicht so, dass die eigene Tochter ihm egal war. Er konnte sich als politischer Häftling nicht um sie kümmern.

Um abschließend noch einmal auf den Punkt zu bringen, um was es hier geht: In meinen Augen ist es auch theoretisch sehr spannend, das Nebeneinander all dieser Geschichten in dem Kopf einer Frau zu beobachten, die immer noch, nach fast 25 Jahren litauischer Unabhängigkeit zwischen den Wahrheitsansprüchen sowjetischer und postsowjetischer Diskurse hin und her pendelt ohne je die eine, in sich stimmige Geschichte erzählen zu können. Dies interessiert mich im Zweifelsfall viel mehr als die aus dem Interview nicht wirklich zu entscheidende Frage, wie das denn nun wirklich war mit Daivas Parteieintritt.

2. Was kommt jenseits der historischen Wahrheit?

Ich komme damit zu der zweiten Kategorie von Kritiken am Erkenntniswert von Zeitzeugeninterviews, denen nicht nur vorgeworfen die biographische Wahrheit verfehlt zu haben, sondern denen auch veritable Schwierigkeiten mit der historischen Wahrheit bescheinigt werden. Kurz zur Logik des Arguments, das natürlich wieder einiges an zutreffenden Erkenntnissen produziert.

Auch wenn dem Zeitzeugen in der Populärkultur vielleicht noch die Aura des Authentischen zugeschrieben wird, in den Augen der Wissenschaft generiert der Verweis darauf, dabei gewesen zu sein im Zeitalter der postmodernen Gleichsetzung von Geschichte und Erinnerung kaum noch einen Anspruch auf erhöhte Glaubwürdigkeit. Das hat natürlich viel mit den Erkenntnissen der Erinnerungsforschung zu tun, die uns eindrücklich gezeigt hat, dass es schlichtweg kein unschuldiges Eintauchen in die Vergangenheit geben kann. Jedes Bild, das wir von der Vergangenheit entwerfen, trägt natürlich immer die Spuren der Gegenwart, in der es entstanden ist. Das betrifft die Auswahl der Fakten, die wir unter dem Einfluss der hier und jetzt gültigen Relevanzkriterien für erinnerungswürdig halten. Es bezieht sich aber auch auf die Moral, die wir einem Ereignis zuschreiben.

Auch im Umgang mit dieser Kritik würde ich wieder für gelassenes Geltenlassen plädieren wollen. Von der Einsicht in die Standortgebundenheit allen Erinnerens muss sich niemand, der Zeitzeugeninterviews führen will, schrecken lassen.

Erstens kann man genau diese Standortgebundenheit zum Erkenntnisgegenstand machen. Man kann gezielt fragen, wie sich die Interessen der Gegenwart in der Erzählung über die Vergangenheit zu Gehör bringen. Auch hier würde man also wieder nach der

Wahrheit des Diskurses oder nach der sozialen Wahrheit fragen, nach den Spielregeln also, die ein Erzähler einhalten muss, um in seiner Zeit und an seinem Ort mit Aussicht auf soziale Anerkennung Wahrheitsansprüche formulieren zu können.

Und *zweitens*, wenn man die Macht der Gegenwart über die Vergangenheit in Rechnung stellt, dann kann man bei einiger methodischer Raffinesse auch hinter das Darstellungsinteresse schauen, in dem sie sich zu erkennen gibt und zumindest einen schemenhaften Blick auf das werfen, was bearbeitet und gestaltet wird.

Die zweite Strategie, der Versuch hinter die Erzählabsicht zu schauen, steht in der Tradition des deutschen Soziologen Fritz Schütze, der zum einen intensiv über die kommunikativen Dynamiken nachgedacht hat, die sich biographisch-narrativen Interviews entfalten und der uns zum anderen eine recht gut sortierte Toolbox für die Auswertung solcher Interviews an die Hand gegeben hat. Aber der Reihe nach.

Wenn es gut läuft für den Interviewer, so Schütze, dann entgleitet dem Interviewten früher oder später die kommunikative Kontrolle über das, was er erzählt. Das passiert, so Schütze weiter, weil jeder, der einem anderen etwas erzählt, unter mindestens drei Zwängen agiert. Der Kondensierungszwang, der Zwang sich kurz zu fassen, sich auf das wesentliche zu konzentrieren und dem Zuhörer nicht unnötig Zeit zu stehlen, lässt hinter dem Rücken des Erzählers immer auch einen Blick auf die Relevanzkriterien zu, denen er beim Kondensieren, Beim rafften und beim Kürzen gefolgt ist. Der Detaillierungszwang zwingt den Erzähler, der ja v.a. eins will, nämlich verstanden werden, seinem Zuhörer all die Details zu liefern, die er braucht, um das Gehörte wirklich nachvollziehen zu können. Der Gestaltschließungszwang, der Zwang dem Erzählten eine konkrete Gestalt zu geben, eine runde Geschichte zu erzählen, kann in dieselbe Richtung wirken.

Ein eindrückliches Beispiel für das Wirksamwerden all dieser Erzählzwänge liefert Glinka in einem Methodenbuch aus einem Interview mit einem ehemaligen deutschen Wehrmachtssoldat, der als Mitglied einer SS-Einheit an der Frostfront eingesetzt war. Er kann hier zeigen, wie der Erzähler wider die eigenen Intentionen Ereigniszusammenhänge Preis gibt, die er eigentlich lieber verschwiegen hätte. Auslöser ist das Bedürfnis und der Zwang eine in sich kohärente und logisch nachvollziehbare Geschichte zu erzählen. Ursprünglich wollte der Mann eigentlich nur die Geschichte einer glücklichen Fügung erzählen. Weil er einen Zug verpasst hat, der ihn 1944 auf Heimaturlaub in seine

Geburtsstadt bringen sollte, entging er einem verheerenden Luftangriff auf diesen Zug, den er nicht mehr erreicht hat und konnte so überleben. Im Erzählen merkt er dann aber selber, wie erklärungsbedürftig es ist, dass er 1944, auf dem Höhepunkt des Kriegs an der Ostfront. Heimaturlaub bekommen hat. Er muss also eine Hintergrundgeschichte nachliefern und erzählt so, dass er zuvor wegen Sumpffieber in einem Lazarett war und seine Genesung mehr als fragwürdig war. Das wiederum zwingt ihn zu erzählen, wo er das Sumpffieber bekommen hat – während eines Einsatzes in den weißrussischen Sümpfen. wo er bei der Partisanenbekämpfung an Massenerschießungen beteiligt war.

Schütze hat aber darüber hinaus auch ein methodisches Instrument entwickelt, das uns dabei helfen kann, das sichtbar zu machen, was eigentlich unsichtbar bleiben soll. Entscheidend ist dabei die Erkenntnis, dass Menschen beim Erzählen auf unterschiedliche narrative Modi zurückgreifen. Sie können argumentieren, also eher abstrakte Aussagen mit einem Anspruch auf Generalisierbarkeit formulieren. Sie können aber auch erzählen von konkreten Ereignissen, die konkrete Menschen erlebt haben. Es liegt auf der Hand, dass wir beim Argumentieren viel stärker unserem Selbstdarstellungsinteresse folgen können, das wiederum von den Diskursen unserer Gegenwart geprägt ist, während beim Erzählen die gerade erwähnten Erzählwänge greifen. Nimmt man das ernst, dann kann es höchst spannend sein, zu vergleichen, was ein Interviewpartner jeweils im Modus des Argumentierens und Erzählens sagt.

Wie widersprüchlich das sein kann, möchte ich wieder an einem Beispiel aus meiner Forschung zu litauischen Lehrerinnen zeigen. Vorweg noch ein Satz zum Kontext. Grundsätzlich gilt, Geschichtslehrer, die schon zu sowjetischen Zeiten in demselben Beruf gearbeitet haben, stehen heute unter enormen Legitimationsdruck. Zumindest potentiell werden sie als ideologische Speerspitze eines Regimes betrachtet, das heute als verbrecherisch gilt. Zudem müssen sie heute mit Schulbüchern unterrichten, in denen scharfe Kritik an opportunistischen Lehrern geübt wird, die früher etwa Kirchgänger unter den Schülern beim KGB angeschwärzt haben. Vor diesem Hintergrund kann es nicht wundern, dass Geschichten über den KGB eine prominente Rolle in den Lehrer geschichten spielen. Die meisten beschwören auf der Ebene des Argumentierens eine Atmosphäre von allgegenwärtiger Bespitzelung und Bedrohung. Implizit rechtfertigen sie damit auch ihre damalige Anpassung an ein als übermächtig und allgegenwärtig beschriebenes Regime, gegen das Widerstand eh zwecklos war.

In dem Interview, über das ich jetzt sprechen möchte, kann ein Lehrer diese Strategie auf einmal nicht mehr ganz durchhalten. In dem Moment, in dem er nicht mehr länger nur argumentiert, sondern ins Erzählen gerät, verfängt er sich in Widersprüchen. Er beginnt damit, über einen konkreten KGB-Funktionär aus seiner lokalen Nahwelt zu sprechen. Und je länger er spricht, desto positiver wird das Porträt, das er entwirft. Dieser Mann, so betont er zunächst, hat seine Schäfchen damals, nach dem Zerfall der UdSSR und der Entstehung eines unabhängigen litauischen Staates nicht ins Trockene bringen können. Anders als all die anderen Nomenklaturakapitalisten und Wendegewinner führt er heute ein bescheidenes Leben. Im zweiten Anlauf wird daraus die fast schon trotzig feststellend, dieser Mann sei sich nicht einmal zu schade dafür, heute als einfacher Wachmann zu arbeiten. Aus diesen Worten klingt schon unverkennbar Respekt. Und noch einen Moment später, äußert sich mein Gesprächspartner offen abfällig über den Leiter der lokalen Unabhängigkeitsbewegung Sajudis, der alles getan hat, um zu verhindern, dass der alte KGBist auch im unabhängigen Litauen bei der Polizei unterschlüpfen kann. Gekrochen und Gekrochen sei der neue politische Kopf der Gemeinde beim Innenminister, um die Karriere des alten Sowjetfunktionärs zu ruinieren. Das Auffällige und interessante ist bei all dem, dass der Lehrer, der hier spricht, sich auf der Ebene abstrakter Argumentationen permanent als radikaler Nationalist und Unabhängigkeitsbefürworter profiliert, dem alles Sowjetische aus tiefster Seele verhasst ist. Wie wir gesehen haben sieht das auf der Ebene konkreter Erzählungen aber schon ganz anders aus.

Lassen Sie mich auch hier wieder zum Abschluss darüber nachdenken, was uns eine solche Erkenntnis bringt. Ich denke mindestens zweierlei.

Zunächst einmal bestätigt auch dieses Beispiel etwas, das ich schon in der Auseinandersetzung mit der ersten Geschichte aus Litauen herausgearbeitet habe: die Tatsache nämlich, dass die postsowjetischen Diskurse der Gegenwart zwar einen Referenzrahmen darstellen, auf den man sich offenbar unbedingt beziehen muss, dass er aber gleichzeitig immer wieder unterlaufen wird durch das Erzählen von Geschichten, die wider den Stachel der heute als verbindlich gesetzten Geschichte löcken.

Zweitens zeigt sich, dass die Beschwörung der Allmacht des sowjetischen Unterdrückungsapparates offenbar die akzeptable Strategie schlechthin ist, um die heute erklärungswürdige Anpassung an das alte Regime in moralisch anerkennungsfähigen Kategorien zu legitimieren.

